

Unterhaltungs-Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 227.

Donnerstag, 29. September

1927.

(26. Fortsetzung.)

Das grüne Monokel.

Roman von Guido Kreuzer.

(Nachdruck verboten.)

„Exzellenz sprechen vermutlich von dem deutsch-georgischen Altentstück bezüglich des Erdöl-Ausbauungsvertrages?“ fragte nun der Detektiv auf gut Glück.

Der kleine Herr seufzte erleichtert auf.

„Na — endlich! Wie weit sind wir denn nun damit? Sie wissen, ich hab's auf meine eigene Kappe genommen, daß wir die Erledigung des Falles ausschließlich in Ihre Hand legten. Eine Woche Frist bedangen Sie sich aus. Heute ist zwar erst der dritte Tag davon verstrichen. Natürlich — ich hege nicht. Aber darf ich mal so ganz nebenbei mich erkundigen, ob Sie schon irgendeinen Erfolg erzielen könnten? Allerdings waren Sie zwischendurch in Brüssel und dort in einer Mordaffäre verwickelt, von der ich heute las. Stufig wurde ich, daß es sich gerade um den Präsidenten des „United Oil Trusts“ handelte. Besteht da irgendein Zusammenhang mit unserer Angelegenheit oder gerieten Sie nur durch einen Zufall in diese Geschichte hinein?“

Darauf blieb es lange still.

Der Detektiv sah den Staats-Wirtschaftskommissar, sah auch die Menschen an, die ihn umwogen; erhaschte unwillkürlich ein paar Jazzrhythmen aus dem Tanzsaal, zu dem alles hindrangte. Da drüben flirtete Tom Hopkins mit einem halbflüggen Girl. Der sich dort schwungend und ausgeregelt durch die Menge drängte und augenscheinlich verzweifelt jemand suchte, war Robert Dell von der Cardiff „Western Mail“. Und was hier nebenbei in der Gruppe von Herren gesprochen wurde, konnte er Wort für Wort verstehen.

„Nein — er war weder betrunken noch geistesgestört!“

Das gab ihm seine Entschlossenheit zurück.

„Exzellenz“, versetzte er, „alles, was Sie hier erwähnen, besitzt nicht die leiseste Beziehung zu mir. Und doch ist eine solche vorhanden. Die Lösung liegt vielleicht darin, daß ich zwar der Detektiv John Kerridge bin — doch nicht jener John Kerridge, für den Sie mich halten und der sich Ihnen unter meinem Namen vorgestellt hat.“

Der Unterstaatssekretär Dr. Heinrich wirkte in diesem Moment wie ein greiser, zwergenhafter Waldschratt, während er stumm und gleichsam gelähmt den Engländer anstarrte.

„Ich bin John Kerridge und bin es doch nicht. Da muß ein Doppelgänger existieren, der seine Identität mit meiner äußeren Erscheinung noch durch allerlei Requisiten, wie ein grünes Monokel und ein Armband am linken Handgelenk, bis zur vollkommenen Täuschung herausgearbeitet hat. Auch schon eine Dame sprach mich vorhin auf diesen Irrtum hin an, entzog sich mir jedoch wieder, ehe ich nähere Fragen hätte an sie richten können. Ich aber beginne jetzt zu ahnen, wer dieser virtuose Doppelgänger ist! Denn sein grünes Monokel liegt in meinem Koffer. Ich fand es gestern nacht vor den Zimmern des ermordeten Hosea Bruce. Ein verdammt ebenbürtiger Gegner! Das muß ihm der Reid lassen! Wissen Exzellenz, mit wem Sie vor drei Tagen in der Wilhelmstraße gesprochen und wem Sie die Wiederbeschaffung des gestohlenen Altentstücks an-

vertraut haben? Dem Manne, der bei dem Diebstahl selbst seine Hand im Spiele hatte und nebenbei der Mörder aus dem Brüsseler Palace-Hotel ist — Frank McCornick!“

Der alte Herr hatte ein Taschentuch gezogen und trocknete sich mechanisch die Schweißperlen, die in seinen Tropfen auf seiner Stirn standen.

War er mit seinen zweihundertfünfzig Jahren denn geistig so verbraucht, daß er kein Wort von dem begriff, was er hier hörte?

Oder — konnte es möglich, konnte es denkbar sein, daß

„Sie müssen . . . Sie . . .“ stotterte er.

„Ja, ich muß jetzt um eine erschöpfende Aussprache unter vier Augen bitten. Exzellenz werden mir alles erzählen, und ich werde meinerseits rapportieren. In einer halben Stunde, denke ich, wissen wir gegenseitig, worum es sich handelt, und haben den ganzen verworrenen Wust entwirrt. Ich vermute, Exzellenz sind als offizieller Vertreter der Reichsregierung anwesend und haben Repräsentationspflichten. Doch die müssen eben jetzt mal für kurze Zeit in den Hintergrund treten. — Wo wollen wir sprechen? Hier ist das natürlich unmöglich. Deshalb schlage ich das Lesezimmer vor. Da stört uns bestimmt niemand. Einverstanden? Dann darf ich bitten.“

Rasch ging er voran.

Der alte Herr folgte ihm total entgeistert.

Inez Rionn hatte sich in den Strudel des Festreibens geworfen.

Unselige Eingebung, die sie verlockte, hierher zu kommen, wo sie auf John Kerridge treffen und ihn mit dem verwechseln mußte, auf dessen Fährte er war.

Gestern nacht in Brüssel — heute abend schon wieder in Berlin. Was hatte ihn so schnell zurückgetrieben? Kannte er den Zusammenhang? Ahnte sein Instinkt die Rolle, die sie erzwungen in Frank McCornicks letzten Verbrechen gespielt? Konnte er nicht jeden Moment abermals vor sie hintreten und sie für verhaftet erklären?

Wie — wenn sie alles im Stich ließ und flüchtete. Wohin aber?

Heimfahren?

Dort lauerten vielleicht noch tausendmal gräßlichere Gefahren.

Überhaupt — wenn ein John Kerridge ihr erst die Schlinge um den Hals warf, dann war sie ihm so oder so unentzinnbar verfallen.

Rollte der Wagen des Schiffs nicht schon heran, um seine Räder zermalmelnd über sie hinweggehen zu lassen?

Lachen — sich betäuben — das Entsetzen zu nichts zertanzen.

Danze macabre!

Wie ein Tier hätte sie sich vor Angst und Grauen in den dunkelsten Winkel verkriechen mögen und slog doch aus einem Arm in den anderen.

Die junge Diva des Esorial-Theaters feierte heute

einfach unerhörte Triumphe, schlug mit dem ganzen zauberhaften Fluidum ihres sieggewohnten Frauenreizes noch einmal die Welt in Bann, ward zur ungekrönten Königin dieses illustren Festes.

Man riss sich um sie, man war hypnotisiert; fand sie berückend, unvergleichlich, betörend.

Unter dem Glutatem unausgesprochenen Begehrungs, das sie umgab, erblühte ihre fremdartig gefährliche Schönheit wie eine märchenhafte Victoria regia.

Sie war von Bewunderern umlagert, hielt förmlich Cercle wie eine Fürstin, vibrierte von Charm und Geist, ließ hinter dem verschleierten Saphirdunkel der wundervollen Augen alle Unerhörtheiten des Glücks ihres Besitzes ahnen. Wer ihre duftende Hand küssen durfte, fühlte sich begnadet. Wem sie einen Blues oder Slingtan oder Charleston bewilligte, der dünkte sich ein Gebenedeiter.

Alle Träume, die ungebärdige Wünsche der Männer um begehrte Frauen spannen, fanden in dieser einen einzigen berauscheinenden Verkörperung.

Und sie warf, tödliches Entsetzen im Herzen, herausfordernd die blauschwarzen Locken in den Nacken.

Lachen — sich betäuben — das Grauen zu Nichts zertanzen.

Danse macabre!

Während das unerbittliche Schicksal vielleicht die allerleitn Fluchtwege verriegelte . . .

Irgendwann aber geschah es, daß plötzlich ihr Name aufzitterte:

Ein Boy in der knappen, braunen Livree des Regent-Hotels wand sich geschickt durch das Gewimmel und rief monoton mit durchdringender, heller Stimme immer wieder sein:

„Fräulein Rion — bitte zum Telephon!“

Anfangs hatte sie gar nicht darauf geachtet, bis man sie von allen Seiten aufmerksam mache, daß der Page offenbar sie suchte.

Telephonanruf? Jetzt?

Was bedeutet das?

Wer verlangte jetzt tief in der Nacht so dringend nach ihr?

Hing dieser Anruf mit John Kerridge — oder seinem Doppelgänger zusammen?

Wenn sie sich doch hätte verleugnen lassen können! Aber das war zu spät.

Der Boy, den ein paar Herren herangewinkt und an sie verwiesen hatten, stand mit gezogener Mütze schon vor ihr.

„Ein Telephonruf, gnädiges Fräulein.“

Da folgte sie ihm resigniert und ließ sich die gepolsterte Zelle weisen, wo der abgehängte Hörer bereits auf sie wartete.

Während sie ihn aufnahm, schloß der Page von draußen die Tür.

„Ja, bitte“, sagte sie und ihre eigene Stimme klang ihr fremd, „hier ist Inez Rion. Wer? Herr von Traß? Sie sind in Berlin? Dabei hörte ich doch gestern ausfällig, daß Sie verreist seien?“

Sie lauschte. Ihr Herz schlug so wild, daß sie kaum die einzelnen Worte zu unterscheiden vermochte.

Als müsse sie sich vergewissern, daß sie richtig verstanden habe, wiederholte sie:

„In Amsterdam — Sie waren in Amsterdam? Und erhielten . . . wie, heute mittag erhielten Sie eine Nachricht, die Sie veranlaßte, das nächstfällige Flugzeug zu nehmen und nach Berlin zurückzukehren? — In meiner Wohnung? Vor einer halben Stunde erst? — Ja, natürlich, sie konnte Ihnen ja auch gar nichts anderes sagen — Mich persönlich — jetzt in der Nacht? — Wo? — Bei mir daheim?“

Eine Schwäche überkam sie, daß sie sich gegen die Ledergepolsterte Zellwand lehnen mußte.

„Warten Sie einen Moment!“ murmelte sie. „Mir ist nicht gut. Sie müssen auch langsamer sprechen. Nicht so überstürzt. Mein Gott — was ist denn geschehen, daß Sie mich jetzt um Mitternacht in meiner Wohnung . . .“

Irgendein Wort riss sie wuchtig aus ihrer halb vorübergezogenen Stellung hoch.

„Welcher Moment?“ flüsterte sie.

Und schrie auf:

„Welcher Moment ist gekommen? So sagen Sie es doch! Machen Sie mich nicht wahnsinnig! Welcher Moment ist gekommen?“

Ein stöhnender Laut von ihren Lippen. Eine wilde, instinktive Handbewegung zum Halse, als drosselte sie eine brutale Mörderfaust.

„Heute nacht? Ich soll — noch heute nacht — mein Wort von damals einlösen? Es ist soweit? Sie sind irrsinnig! Nichts gibt es, was mich dazu zwingen kann, Ihre unmenschliche Forderung zu erfüllen. — Nein, o nein, ich habe Ihr Ehrenwort! Daron las ich Sie nicht frei! Aber seien Sie doch vernünftig. Sie müssen ruhig werden. Morgen — wenn wir uns morgen vormittag

Ich habe Probe, aber da sage ich eben ab, um Ihnen zur Verfügung zu stehen. Dann können wir uns aussprechen. — Aber nicht doch, Herr von Traß — ich flehe Sie an — das ist ja undenbar! Wie konnte ich in der Stunde annehmen, daß jemals —. Nie! Ich gebe Ihnen Ihr Wort nie zurück! Um Christi Barmherzigkeit; wenn ich nur wüßte, wie ich eine Möglichkeit finde, wenigstens bis morgen vormittag —. Das geht nicht! Das ist ausgeschlossen, mich von hier in zehn Minuten mit einem Auto abzuholen! Was tun Sie dann? Warten Sie! Um Gotteswillen — warten Sie! Ich sage es Ihnen sofort, wie wir es halten wollen. Oh, mein Kopf! Wenn Sie eine Ahnung hätten, wie grauenhaft elend mir ist! Und Sie kennen kein Mitleid. Sie bestehen auf einer Verpflichtung, die ich damals übernommen hatte, weil es doch ausgeschlossen schien. Wie? Oh, verzeihen Sie, aber es macht mir so Mühe, überhaupt zu sprechen. Wenn Sie erbarmungslos genug sind, Ihre Forderung einzutreiben — in einer Stunde. Vorher kann ich mich hier nicht freimachen. Man läßt mich früher einfach nicht fort. Dann aber soll es geschehen. Erwarten Sie mich in einer Stunde vor meinem Hause. Ich werde es so einrichten, daß ich rechtzeitig dort bin. Ja, ich komme bestimmt. Wann? Um zwölf Uhr vierzig? — Um zwölf Uhr vierzig vor meinem Hause!“

Gerade, daß sie noch den Hörer anzuhangen und die Zelle zu verlassen vermochte. (Fortsetzung folgt.)

Herbst ist's . . .

Von Alexei Konstantinowitsch Tolstoi (1817—1875).

Herbst ist's, unser Garten liegt laubbestreut und arm,
Mit dem Winde weht dahin gelber Blätter Schwarm.
Nur im tiefen Grunde dort stehen, fern von hier,
Ebereschen weiß und rot noch in herber Zeit.
Freude wiegt mein Herz augleich mit Melancholie:
Stumm drückt ich die Händchen dir, und ich wärme sie,
In die Augen blickt ich dir, stumm und tränentrüb,
Kann es doch nicht sagen, wie innig ich dich lieb . . .

(Nach dem Russischen von Thea Reinmann.)

Die Apotheke.

Von Hermann Sudermann.

Die Welt, die meine Welt gewesen war, versank.

An ihre Stelle trat ein Verkehrstraum mit rechtwinklig gegliedertem Ladentisch, mit langen Regalen an den Wänden und einem schrankartigen Aufbau in der Mitte, in dem neben den offenstehenden ätherischen Ölen hinter einer Verschlusstür die Gitter sich befanden.

Die Gitter! Das war das Geheimnisvolle, das Romantische bei der Sache. Nicht bloß mich selber, ganze Familien, ganze Dörfer, ganze Städte vermochte ich umzu bringen, falls es mir Spaß mache. Oft, wenn niemand mich überraschen konnte, lieboste ich die breithalsigen Fläschchen und fühlte mich als Herr über Leben und Tod.

Meine amtliche Tätigkeit hingegen bestand fürs erste nur im Türtendrehen. Ich lernte es rasch, ich kann es auch heute noch und bin gerne bereit, es Zweiflern zu beweisen. Diese Kunst wenigstens werden meine Kritiker mir nicht ablehnen können.

Sodann stand ich mich in die Obliegenheiten des Handverkaufs eingeweiht. Und dabei verblieb es bis auf weiteres. Brüsselbonbons, Kamillentee, Rhabarber, Lakritzen, Magentropfen, Appetitpulver für die Schweine, Vibergel,

Honig, Asa footida — eine böse Nummer übrigens — und weiß der Teufel was sonst noch, alles ging alsbald mit flotter Selbstverständlichkeit durch meine Hände. Die Brustbonbons stehen in dieser Herzähnung mit Zug und Recht an erster Stelle, denn sie erregten in mir auch privatim eine greifbare Anteilnahme, die sich allerdings sehr bald in Schaudern verwandelte.

Zu den genannten Dingen gesellte sich allerhand Rätselhaftes, das leise gefordert und aus höchst harmlosen Flaschen oder Büchsen mit würdiger Sachlichkeit verabsolgt wurde: Muttertropfen, Liebestränke, Judvulver, Mützenfett nebst vielen wilden Rezepten, in denen die Zauberkunst weiser Frauen sich austobte.

Der „alte Settegast“, mein hochverehrter Chef, erteilte mit selbst die nötigen Unterweisungen, denn einen Gehilfen gab es nicht.

Als ein wohltätiger Geist geht dieser Mann durch manches Jahr meiner Jugend. Sein Haus blieb mir eine zweite Heimat, auch lange, nachdem ich nicht mehr darin tätig war, und noch als Student half ich an den Markttagen, an denen kundige Hände notierten, aus Lust und Liebe fleißig mit, dem Littauer Volke, das sich in Scharen vor dem Ladentische drängte, seine quadsalbischen Wünsche zu erfüllen. Es wurde mein Stolz, in seiner Sprache mit ihm zu reden und mich in dem Sinn seines Stammels aufzufinden.

Über mein Ehrgeis ging höher. Den Handverkauf hatte ich in vier Wochen ausgelernt. Ich kannte den Platz eines jeden Medikaments, ich wußte seinen Preis und war mit dem Kauderwelsch der Forderungen restlos vertraut.

Der höheren Tätigkeit aber, die sich nun daran schließen mußte, stand ein Verbot der obersten Medizinalbehörde gegenüber, demzufolge Lehrlingen erst in dem dritten Jahr ihrer Lehrzeit das Rezeptieren unter Aufsicht gestattet ist.

Vor mir lagen zwei endlose Jahre ödesten Kommissums, ehe ich daran denken konnte, das Allerheiligste des Rezeptierthuses zu betreten, und dabei schien selbst hier nichts Schwieriges zu erlernen. Das Pillendrehen, das Verreben, das Aufkochen, das Filtern hatte ich dem alten Settegast bald abgeguckt; war es mir doch gestattet, ihm mit kleinen Handreichungen zur Seite zu stehen.

Wenn er aber Mittagsstunde schließt und eine Überraschung durch ihn nicht zu befürchten war, dann machte ich mich in aller Heimlichkeit und mit Herzklöpfen daran, selbständig die Aufgaben zu lösen, die die Rätselschrift der Ärzte uns stellte. Die Ladentür hielt ich offen, damit die Klingel ihn nicht weckte, und wenn ein Käufer sich meldete, legte ich bedeutungsvoll den Finger an die Lippen, worauf seine Rede sofort zu ängstlichem Flüstern herabsank, denn daß der alte Settegast um die Siebig war und darum der Mittagstüre dringend bedurfte, das wußte ein jeder.

So gelang es mir allgemach, jede Salbe, jede Mixtur, deren Rezept im Augenblick vorlag, bis zu Ausschrift und Fahne gebrauchstreif auszuführen. War ich fertig, dann reinigte ich eilends das Handwerkszeug, stellte Gewichte und Flaschen an ihren Platz und steckte das fertige Medikament in die Tasche, um es abends in meinem Koffer zu verstauen, wo es vor Späheraugen sicher war.

Und kam der alte Settegast gegen die Besperzeit mit rotgedrückter Bade gähnend zum Vortheim, um die Tränke noch einmal zu brauen, die Salben noch einmal zu reiben, dann stand neben ihm einer, der mit gierigen Augen aufs, um sicher zu sein, daß er die Handwerkstregeln genau beobachtet hatte.

Dies spielte sich im zweiten Monat meiner Lehrzeit ab. Im Juli hatte sie ihren Anfang genommen, und als der September zu Ende ging, da war die Apothekerfere für meine Neugier erschöpft. Wie viel Unheil ich angerichtet, wie viel Giftmorde ich mir aufs Gewissen geladen hätte, wenn ich im Ernst mit meiner unreisen Kunst auf die leidende Menschheit losgelassen worden wäre, das bleibe dahingestellt. Jedenfalls bildete ich in meiner Großmannssucht mir ein, ich hätte nichts mehr zu lernen.

(Aus des Dichters „Bilderbuch meiner Jugend“.)

Die Spanierin.

Von Hans Bethae.

Man kann nur in bedingter Weise schlechtweg von der Spanierin sprechen. Es gibt eine ganze Reihe von spanischen Frauenvielen, infolge der mannigfachen Mischungen des Blutes in den verschiedensten Teilen des Landes. Die Frau in Katalonien ist, nach Fühlen und Gestalt, sehr verschieden von der Andalusierin, und die Madrilena, das Mädchen von Madrid, wieder anders als die Valenciana.

Aber welchen Provinzen die spanischen Frauen auch angehören mögen, eins haben sie alle gemein: den Stolz des Sinnes und die Graue der Bewegung. In allem, was die Spanierin tut, sucht sie das schöne Maß zu bewahren. Und wenn es im Innern noch so leicht und die Erregung der Leidenschaft den höchsten Grad erreicht: nach außen hin streift sie Ruhe und Gelassenheit. Der Gang ist langsam, sie schwatzt nie. Es hat immer den Anschein, als wandle sie svazieren.

Auf der Rambla, der platanengeschmückten Hauptstraße von Barcelona, sah ich die ersten spanischen Frauen. Katalaninnen also, im Dämmerlicht des beginnenden Abends. Diese Frauen sind nicht groß von Figur, auch nicht tierisch. Es sind meist kleine, aber kräftige Gestalten. Wenn ein Spanier von ihnen spricht, so wird er zuerst die Schönheit ihrer Hüften preisen. Die Mädchen Kataloniens sind nicht wenig stolz auf diesen Teil ihres Körpers. Eine schöne, üppige Linie der Hüften ist ihr Sehnen, und haben sie diesen Schatz, so sind sie glücklich. Sie wissen mit dieser Linie zu lokettieren. Sie wissen sich zu wiegen wie Pflauen und den Männern den Sinn zu verwirren. Das Antlitz der Katalanin ist nicht das edelste, das man in Spanien sehen kann. Es zeigt meist gräßere Züge als das der Mädchen von Madrid oder Valencia und ist von mehr sinnlichem als geistigem Gepräge. Das Gesicht der Madrilena weist den eigentlich spanischen, d. h. kastilischen Typus am reinsten auf: länglich und blau, große, dunkle Augenbrauen von schön gebogener Linie, kleine Ohren, ein roter, nicht zu üppiger Mund und Augen mit einem stolzen, schwermütigen Schimmer.

Die Andalusierin läßt im allgemeinen den maurischen Typus noch am deutlichsten erkennen. Hier findet man die tierlichsten Füße und jene blauen, weichen Wangen, die an den Blaum reifer Pfirsiche gemahnen. Keine Andalusierin geht ohne Blumen im Haar. In Sevilla, sagt der Spanier, gibt es die schönsten Andalusierinnen de figura, von Gestalt; in Cadiz die schönsten de cara, von Angesicht.

Eine Frauenfrage ist in Spanien nicht vorhanden. Man fordert von der Frau nichts, als daß sie ganz Weib sei. Jede Beschäftigung, die an männliches Tun erinnern würde, scheut sie; denn eine solche Beschäftigung könnte sie im Auge des Mannes nur herabsehn. Man wird schwerlich eine Spanierin radeln oder rudern sehen. Dabei ginge ja die schöne Linie verloren. Um so ausgeprägter ist die Neigung zu Luxus und Schmuck. Die Toiletten der feinen Welt in Madrid, Barcelona oder Sevilla geben denen von Paris im Geschmack nichts nach. Geht es zum Stiergeschäft, so ist, zumal an hohen Festtagen, die Toilette der Frauen besonders kostbar. Hier, bei der nationalen Vergnügung, sucht man die nationale Tracht am meisten zu wahren. Es ist ein entzückender Anblick, bei einer großen Corrida die bunten, von der Sonne heiligen Frauen rings auf den Balkonen des Stierzirkus zu sehen. Sie tragen dann hellfarbige Gewänder, über dem Rock ein nekärtiges Strickwerk von schwarzer Seide, mit Pompons versehen. Und den Rücken hinab den großen, leidlichen, herrlich bestickten Manton mit den langen seidenen Fransen.

Der Spanier ist bekannt als ein Mensch von chevaleresker Natur. Sehr bezeichnend und schön ist eine Sitte in Andalusien. Der junge Mann pflegt dem Mädchen, das er liebt, in gemessenem Abstand durch die Straßen zu folgen. Ist das Mädchen vor der Tür ihres Hauses angelangt, so tritt der Jüngling mit schnellen Schritten vor, nimmt flugs seinen Mantel (die spanische capa) von den Schultern und breitet ihn zu den Füßen des Mädchens aus. Mit einem Lächeln des Dankes, das den Jüngling belebt, wenn es ein schönes Gefühl verrät oder verzweifeln macht, wenn es nichts weiter bedeutet als einen Dauz, schreitet das Mädchen über den Mantel fort in das Haus.

Der Verkehr der Geschlechter, d. h. der jungen Leute, ist auf der schönen Halbinsel ungleich gezwungener als bei uns oder in England. Ohne das wachsame Beisein älterer Leute hat die Jugend kaum Gelegenheit, sich zu sehen. Kein Mädchen aus guter Familie geht allein über die Straße. Das heiße Blut birgt Gefahren, so darf ein hütendes Auge nicht fehlen. Der Verkehr der Verlobten ist noch von einem uns unverständlichen Zeremoniell. Man überläßt das Paar seinen Augenblick sich allein. Ein Kuß, wenn man ihn erführe, wäre ein Verbrechen.

Die Spanierin ist ein Geschöpf des Stolzes und der Schönheit. Sie weiß, daß sie schön ist, und ist stolz darauf. Oft kann sie durch Wit, durch ein geschicktes Wortgeplänkel oder glückliche Einfälle in hohem Maße überraschen. Über Dinge der Weisheit darf man nicht mit ihr sprechen, aber von Scherzen und Liebe. Gemeinhin sieht sie es vor, lebhafter mit den Augen als mit den Lippen zu reden. Es sind nicht die reizlosen Gespräche, die die Augen führen!



Des Kleingärtners Tagewerk im Oktober

Nun spendet der Herbst seinen Segen wieder in reicher Fülle in Garten und Feld. Herrliche Tage der Milde und Wonne erleichtern und beschleunigen die Vergung der Früchte im wohlthuenden Sonnenschein. Aber eine gewisse Wehmuth beschleicht doch das dankbare Herz in dem Gedanken, daß sich die Natur zum Abschiede auf lange Zeit rüstet. Noch einmal erglänzt der Hochwald in bunter Farbenpracht in wunderbarer Harmonie mit dem satten Grün der gemähten Wiesen und dem tiefen, klaren Blau des wolkenlosen Himmels, ein entzückendes Bild von seltener Schönheit und malerischem Reize. Es stirbt die Natur in wunderbarem Glanze.

Überall regen sich fleißige Hände, die Gaben in sichere Obhut zu bringen und die gesegnete Scholle von neuem zu bestellen oder für die zukünftige Bevölkerung vorzubereiten. Glück und Segen diesem Unternehmen!

Auch im Obstgarten ist unsere ganze Aufmerksamkeit auf die Ernte des Winterobstes im Laufe des Monats gerichtet, die wir aber bis zum Eintritt des ersten Frostes getrost verschieben können. Unbedingte Vorsicht beim Ernten ist notwendig, um Druckstellen und Verletzungen der Früchte, sowie Beschädigungen der Äste zu vermeiden. Schon bei der Ernte sollte man das abgestorbene Holz und vor allem die unfruchtbaren Äste entfernen, oder wenigstens als solche bezeichnen, um sie später herauszuschneiden. Man vermeide es, beim Ernten den Baum zu besteigen und mit den Füßen auf den Ästen herumzutampfen, um das Obst zum Fassen zu bringen. Hierbei wird viel Rinde verletzt oder gar abgetreten. Es entstehen Verwundungen, wo sich beim Apfelbaum nur zu leicht der Krebspilz festsetzt, der den Baum später schwer schädigen kann. Auch das Abschlagen der Früchte mit Stangen muß unterbleiben, da ein erheblicher Teil Fruchtholz dabei abgeschlagen wird. Nach der Ernte ist der Boden unter den Bäumen und Beerensträuchern alsbald aufzuhügeln, damit Luft und Regen eindringen können.

Bei allen Arbeiten an den Obstbäumen ist auf die Schädlinge zu achten, ihre Eier und Puppen, wo man ihrer habhaft werden kann, zu beseitigen. Besonders entferne man, wenn doch einmal die Vetter benutzt wird, auch gleichzeitig die Rauvennester des Goldfasters mit der Rauvenschere und verbrenne sie. Auch das angefaulte Obst lese man unter den Bäumen auf und vergrabe es in einem tiefen Loch. Ende des Monats sind auch die Klebgürtel um die Stämme der Obstbäume aufzulegen, aber in der Weise, daß die Weibchen des Frostspanners gezwungen werden, auf der Außenseite des Gürtels emporzukriechen, wo sie dann durch den Leim festgehalten werden. Die Klebgürtel sind deshalb auch unten an dem Stamm festzubinden. Die Stämme der jungen Bäume sind mit Dornenreissig, Schilf usw., am besten jedoch mit einem Drahtgeflechte zum Schutz gegen Hasenfraß 1 Meter hoch zu umgeben.

Auch im Gemüsegarten steht die Ernte nahe bevor. Aber hier lasse man sich von dem Grundsatz leiten, das Gemüse solange auf den Beeten zu lassen, bis der erste starke Frost eintritt. Unter den reichen Niederschlägen, besonders dem starken Tau, wächst das Gemüse noch ordentlich aus; zudem ist es im Freien besser aufgehoben als im Einschlag oder im Keller. Trotzdem bereite man den Überwinterungsraum schon frühzeitig vor, daß das Gemüse jeder Zeit gehorten werden kann. — Endivien und Estrich werden an einem trockenen Tag zum Bleichen aufgebunden. Die Käse des Blumenohls werden durch Einknicken der Blätter gegen leichten Frost geschützt. Unreife Kürbisse reifen an einem warmen Ort bald nach. Bei der Kartoffelernte sortiere man die Knollen nach ihrer Größe gleich auf dem Acker und sondere die angehakteten zum alsbaldigen Verbrauch von den anderen ab. Angefaulte Kartoffeln sollte man gleich in einer tiefen Grube auf dem Acker vergraben.

Aller leergewordenen Beete grabe man alsbald um und düng sie mit Stallmist, soweit sie im nächsten Jahre mit Kohl, Sellerie, Tomaten, Gurken usw. bestellt werden sollen. Ein Bestellungsplan ist deshalb vorher aufzustellen. Fehlt es an Stallmist oder Komposterde, so grabe man Laub in genügender Menge unter, damit der wichtige Humus im Boden ergänzt und vermehrt und für die Vorräder des Bodens gesorgt wird. Nur dann kann man mit künstlichem Dünger arbeiten. Als solcher wird Thomasmehl (50 Gramm auf 1 Quadratmeter) und Kainit (40—60 Gramm auf ein

Quadratmeter) gestreut. Beide Nährsalze brauchen längere Zeit zu ihrer Ausschließung. Oder man verwendet zeitig den neuen Dünger „Nitrophosfa“. Kalkarme Böden sind alle 3—4 Jahre mit Kalk zu düngen, aber vorerst ohne Mist und Laub, da der Kalk die Eigenschaft hat, den Stickstoff aus seinen Verbindungen auszutreiben. Erst einige Wochen später können diese mineralischen Dünger untergegraben werden.

Im Blumengarten werden mit Eintritt des ersten Frostes die Knospen der Dahlien, Canna und Begonien aus dem Boden genommen und vorerst an einem frostfreien, luftigen Raum abtrocknen lassen. Hierauf sind sie erst in den Überwinterungsraum in Sand oder Torfmull einzuschlagen. Die freien Blumenbeete werden alsbald umgegraben und können, ohne daß sie gedüngt worden sind, mit für den Frühlingsflor bestimmten Blumenzwiebeln bepflanzt werden; jedoch sind diese gegen Frost mit Laub oder Fichtenreisern zu decken. — Alle Topfblumen sind nach gründlicher Reinigung in die Überwinterungsräume zu bringen, die tagsüber noch recht fleißig zu lüften sind. Die Kübelblumen dagegen sind, soweit sie nicht frostempfindlich sind, noch längere Zeit im Freien zu belassen, bis die ersten Fröste einsetzen. Sie überwintern am besten in einem Raum mit einer durchschnittlichen Wärme von 5—6 Grad Celsius.

Nach dem Blattfall reinige man den Garten noch einmal gründlich von Laub, Abfällen und Unkraut. Laßt keine Kohlstücke im Boden stecken!

B. C.

Pfirsiche lassen sich aus ihren Kernen anziehen.

Pfirsiche gehören wie die Aprikosen zu den wenigen Obstsorten, die sich aus Samen ziehen lassen und deren Sämlinge später genießbare Früchte bringen. Allerdings während die Aprikosen die Eigenschaften des Mutterbaumes oft dabei vererben, entstehen beim Pfirsich durchweg spätreifende Sorten mit nicht immer wohlgeschmeckenden Früchten. Trotzdem sollte man, wenn man die Absicht hat, sich selbst seine Pfirsiche anzuziehen, die man ja als Unterlage für edlere Sorten recht gut verwenden kann, nur die Samen der edelsten Früchte zur Aussaat nehmen. Es ist ratsam, die Steine gleich an die Stelle zu legen, wo später der Baum stehen soll, damit ein späteres Bevölkeren nicht nötig wird. Zudem wird ein nicht verpflanzter Baum nur selten von der Kräuselkrankheit und dem Gummifluß befallen, weil er von Anfang an ein stolzes, ungestörtes Wachstum zeigt. Unbedingt nötig ist es nicht, aber immerhin besser, den Boden vor dem Legen der Kerne wie bei jeder anderen Baumpflanzung gut vorzubereiten, also tief zu lockern und auch auf Vorrat zu düngen, wobei man nicht versäumen soll, der Erde 1—2 Handvoll Kalk beizumischen obwohl der an Ort und Stelle angezogene Pfirsich durchaus nicht so anspruchsvoll ist als sein verester Kamerad. Wer beabsichtigt, den Pfirsich zu veredeln, nehme dies schon im ersten oder spätestens zweiten Jahre vor.

Ratschläge und Winke.

Um Bleichucht (Chlorose) erkrankte Obstbäume, deren Blätter eine kräutlich gelbe Farbe zeigen, sind mit Stickstoff und etwas Eisenvitriol zu düngen, um die Bildung neuen Blattgrüns anzuregen und zu fördern. Man düngt daher solche Bäume reichlich mit verrottetem Mist und gibt ihnen außerdem je 100—300 Gramm in Wasser gelöstes Eisenvitriol.

Abgetragene Himbeerknospen haben keinen Zweck mehr; sie verunstalten die Anlage und können die gesunden Triebe schädigen, wenn sie Schädlinge beherbergen. Darum sollte man sie nach der Ernte sofort entfernen und alsbald verbrennen. Gleichzeitig entfernt man auch die schwachen Jungtriebe, um die stehenbleibenden zu kräftigen.

Das Auspicken der Obstbäume kann während der Ernte vorgenommen werden. Im belaubten Zustande sind die kräutigen und dünnen Äste besser zu unterscheiden als nach dem Laubabfall. Es geht schlechlich in einem hin, auch noch die zu dicht stehenden Äste zu entfernen. Man verfärbt es aber nicht, die größeren Wunden mit Teer oder Ölfarbe zu bestreichen, nachdem ihre Ränder mit einem scharfen Messer glatt geschnitten worden sind. Aststumpfen dürfen unter keinen Umständen stehen bleiben.